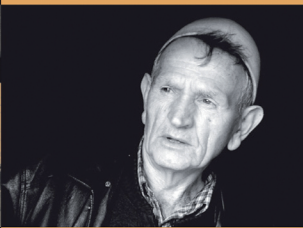


Timon Perabo
Jeton Neziraj

Sehnsucht im Koffer

Geschichten der Migration
zwischen Kosovo und Deutschland



Timon Perabo
Jeton Neziraj

Sehnsucht im Koffer

Geschichten der Migration
zwischen Kosovo und Deutschland

be.bra
wissenschaft verlag

Die Herausgabe dieses Buches wurde gefördert durch:
Heinrich-Böll-Stiftung
Friedrich-Ebert-Stiftung
Robert Bosch Stiftung
Botschaft der Republik Kosovo in der Bundesrepublik Deutschland

Bibliografische Information Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen, Verfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung auf DVDs, CD-ROMs, CDs, Videos, in weiteren elektronischen Systemen sowie für Internet-Plattformen.

© be.bra wissenschaft verlag GmbH

Berlin-Brandenburg, 2013

KulturBrauerei Haus 2

Schönhauser Allee 37, 10435 Berlin

post@bebra-wissenschaft.de

Fotografen: Driton Paçerada, Helena Schätzle, Mimoza Veliu

Übersetzung der Texte von Jeton Neziraj aus dem Albanischen:

Cord Pagenstecher (Agim B. und Briefe) und Ora Bukoshi (alle weiteren Texte)

Lektorat: Matthias Zimmermann, Berlin

Innengestaltung: Friedrich, Berlin

Umschlaggestaltung: typegerecht, Berlin

Innen- und Umschlaggestaltung basieren auf dem Layout
der kosovarischen Ausgabe von project GRAPHICS, Pristina

Die Kosovarische Ausgabe erschien im Juni 2009 in kürzerer Form unter dem Titel

»Atdheu në valixhe: Rrëfime të emigrantëve kosovarë në Gjermani« im Qendra Multimedia.

Schrift: Cambria 10/14 pt

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

ISBN 978-3-95410-011-8

www.bebra-wissenschaft.de

Inhalt

VORWORT	7
Mehreme Behrami	
HAUS OHNE LAND	11
Afrim V.	
LIEBER IM GEFÄNGNIS ALS IM KOSOVO	27
Rexhep Bajrami	
KRIEG AUF DEM PAPIER	45
Ali Neziri	
DEUTSCHLAND, EIN OFFENES GEFÄNGNIS	67
Ramadan Krasniqi	
DAS MEER SEHEN	85
Agim B.	
DIE VERGANGENHEIT: EIN ABGESCHLOSSENES KAPITEL	101
Teuta Berisha	
DER KRIEG WAR EIN BÖSES MÄRCHEN	121
Ilmi Neziraj	
ICH HABE HALB DEUTSCHLAND GEBAUT	141
Zana Zeqiri	
IN DER DEUTSCHEN SPRACHE EIN ZUHAUSE FINDEN	161
RÜCKBLICK: EIN HALBES JAHRHUNDERT MIGRATIONSERFAHRUNG ZWISCHEN KOSOVO UND DEUTSCHLAND	191
Verena Kraus	
DAS LEERE HAUS IM KOSOVO – EIN BRIEFWECHSEL	203
Jeton Neziraj und Timon Perabo	

Vorwort

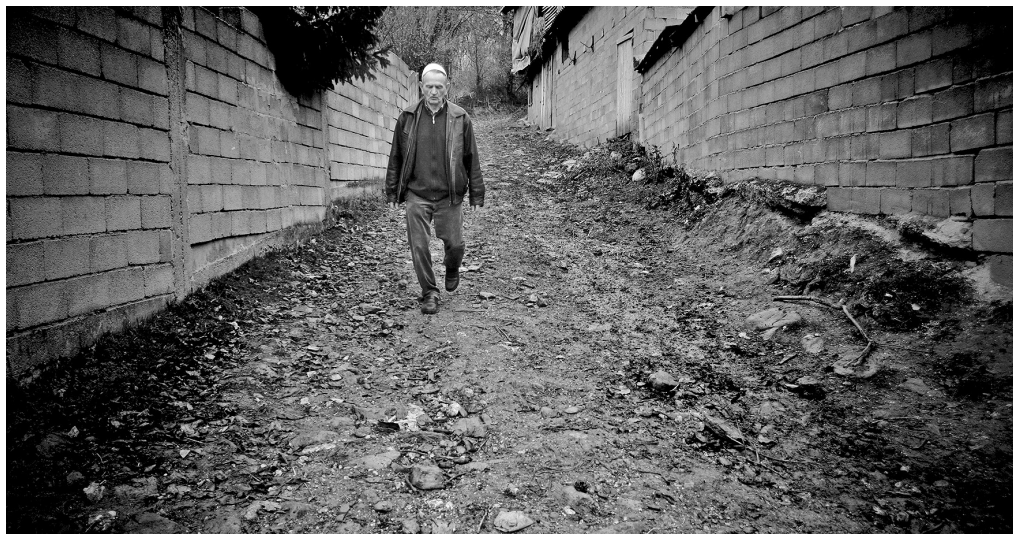
von Timon Perabo & Jeton Neziraj

In den letzten 50 Jahren sind rund 300.000 Kosovaren, etwa 15 Prozent der Einwohner des Kosovos, auf Dauer oder vorübergehend nach Deutschland umgezogen. Man kann diese Verbindung zu Deutschland im Kosovo überall erleben. Auch in den abgelegensten Dörfern spricht jemand deutsch. Jeder hat Verwandte, die in Deutschland gelebt haben oder nach wie vor dort leben. Und wo immer man über das Thema Migration ins Gespräch kommt, fangen Menschen an, Geschichten zu erzählen – von sich selber oder ihnen nahestehenden Personen. Auch wir haben viele dieser Erzählungen gehört. Sie haben uns beeindruckt und beschäftigt und waren Ausgangspunkt für dieses Buch über Menschen, die den Kosovo verlassen haben, um in Deutschland zu leben.

Wir beschlossen, als kosovarisch-deutsches Autoren-Duo an diesem Thema zu arbeiten, um uns aus unterschiedlichen Blickwinkeln mit den Erfahrungen der Migration auseinanderzusetzen. Und wir entschieden uns, die subjektiven Perspektiven einzelner Personen in den Mittelpunkt zu stellen. Das Buch sollte ein Forum für sie sein, über ihr Leben zu sprechen. Allen von uns in diesem Buch aufgeschriebenen Geschichten liegen lange Interviews zugrunde, die wir mit Menschen in Deutschland und im Kosovo über mehrere Tage, manchmal sogar Wochen geführt haben.

In diesem Buch ging es uns darum, vielfältige Migrationserlebnisse der Kosovoalbaner abzubilden. Deshalb haben wir die Geschichten so ausgewählt, dass sie eine möglichst große Zeitspanne umfassen und unterschiedliche Gründe und Bedingungen der Migration nach Deutschland widerspiegeln. Wir erzählen Geschichten von Menschen, die als Gastarbeiter bereits in den siebziger Jahren nach Deutschland gegangen sind, die wegen politischer Repressionen in den achtziger und neunziger Jahren den Kosovo verlassen mussten oder die Ende der neunziger Jahre vor dem Krieg im Kosovo nach Deutschland geflohen sind. In den Geschichten geht es um Menschen, die sich dauerhaft in Deutschland niedergelassen haben, die freiwillig in den Kosovo zurückgingen oder durch Abschiebung dazu gezwungen wurden.

Wir haben keine repräsentative Untersuchung durchgeführt, sondern uns einzelnen Biografien sehr intensiv gewidmet, um so einen tiefen Einblick zu



bekommen, was es für diese Menschen bedeutet zu migrieren. Mit welchen Erwartungen sind sie im Kosovo aufgebrochen und wie hat sich ihr Leben in Deutschland verändert? Wo haben sie teil am Leben in Deutschland und wo können sie ihre eigenen Ansprüche an Selbstverwirklichung nicht umsetzen? Dies sind einige der Fragen, von denen wir uns in den Interviews haben leiten lassen.

Die in diesem Buch erzählten neun Lebensgeschichten werden ergänzt durch einen Gastbeitrag der Historikerin und Kosovoexpertin Verena Knaus. Sie skizziert die Geschichte eines halben Jahrhunderts der Migration zwischen dem Kosovo und Deutschland und informiert über deren Hintergründe und Entwicklungen.

Am Ende des Buches steht ein zunächst nicht geplanter Briefwechsel zwischen uns Autoren. Die gemeinsame Arbeit zum Thema Migration hat Fragen aufgeworfen und Kontroversen geschaffen, die wir mit einem Dialog in dieser Form offen legen wollen.

Wir hoffen, mit diesem Buch zur Diskussion darüber anzuregen, was wir tun können, damit Migranten sich an ihren neuen Wohnorten als gleichwertige und gleichberechtigte Bürger wahrgenommen und behandelt fühlen.

Mehreme Behrami

Haus ohne Land

Mehreme Behrami hat mit 16 Jahren schon zwei Mal all ihre Sachen packen und in ein anderes Land ziehen müssen: erst nach Deutschland, dann wieder zurück in den Kosovo. Jetzt ist sie 24. In welchem Land sie einmal leben wird, ist weiterhin unklar. Dabei beabsichtigt sie nicht, ihren Wohnort erneut zu wechseln. Im Gegenteil. In dem Haus, das ihre Familie im Jahr 2002 gebaut und bezogen hat, möchte sie bleiben. Aber das Haus liegt im Nordteil der Stadt Mitrovica. Viele vermuten, dass der Norden des Kosovos, zu dem dieser Stadtteil gehört, sich als Folge der Unabhängigkeitserklärung des Kosovos im Februar 2008 in den nächsten Jahren vom Kosovo abspalten und Serbien angliedern könnte. Ob sie also im Kosovo oder in Serbien wohnen wird – sie kann es nicht sagen.

Viele glauben, dass die Entscheidung darüber, wo einmal die Grenze zwischen Kosovo und Serbien verlaufen wird, auch davon abhängt, ob mehr Serben oder Albaner in dieser Gegend leben. Wie um diese Vorherrschaft gerungen wird, kann ich selbst erleben. Unsere zweite Verabredung muss Mehreme Behrami absagen; es ist zu unsicher, ihr Viertel zu besuchen. Ein Albaner, der in Sichtweite ihres Zuhauses sein halbfertiges Haus zu Ende bauen will, wird von Serben daran gehindert. Sie haben die Zufahrtsstraße blockiert. Er muss die Bauarbeiten abbrechen.

Zwei Wochen später, als ich Mehreme Behrami wieder besuchen kann, zeigt sie mir die Baustelle. Der Rohbau sieht aus wie tausend andere Häuser im Kosovo. Bei diesem Haus hängt es aber vor allem von der politischen Entwicklung ab, wann der Besitzer es fertigstellen kann. Bevor wir das Interview fortsetzen, sitzen wir noch mit ihrer Mutter, dem Vater und der Schwester in der Küche am großen Ofen und unterhalten uns angeregt. So, als gäbe es das Problem der Grenzziehung nicht.

Wir waren etwa ein knappes Jahr zurück im Kosovo und die Erinnerungen an unsere Ankunft waren frisch, als wäre es gestern gewesen: Nach sieben Jahren in Deutschland erkannte ich mein Land bei unserer Rückkehr im Jahr 2000 nicht wieder. Auf allem lag Staub. Der Oktober war heiß und stürmisch. Wir mussten die Türen und Fenster gut verschließen, um uns vor dem aufgewirbelten Staub zu schützen. Männer spritzen Wasser vor die Läden und Hauseingänge. Für eine Stunde half das; der Sand vor der Schwelle wehte so nicht zu ihnen herein.

Auf der Taxifahrt vom Flughafen in Pristina zu unserem Onkel, der im zwei Stunden nördlich gelegenen Mitrovica wohnte, sah ich außer zerstörten Häusern vor allem KFOR-Soldaten, die von der NATO zur Friedenssicherung in den Kosovo entsandt worden waren und die sich an großen Kreuzungen pos-



tierten, Kühe auf der Straße, um die wir herumfahren mussten, und Autos, die uns beim Überholen wie Geisterfahrer entgegendonnerten und erst im letzten Moment zurück auf ihre Spur wechselten.

Am selben Abend holte ich alle in Deutschland gekauften Kleidungsstücke aus dem Koffer und dachte daran, wo ich sie gekauft und wie ich sie getragen hatte. Mehr als einen Koffer hatten wir nicht mitnehmen dürfen. Daher wartete ich ungeduldig auf meinen Vater, der uns mit einem VW-Kleinbus aus Deutschland nachreiste. Was würde er mitbringen? Meine Poster, meine Inline-Skates? Ich klammerte mich an diese Dinge. Ich wollte mich wie in Deutschland einrichten, mich ein wenig wie dort fühlen, es herüberretten in dieses Land, in dem das Leben so anders war. Ich wollte mir ein Stück meines Lebens in Deutschland bewahren, es nicht verloren geben.

Unsere Großeltern weinten beim Wiedersehen. Manchmal weinen sie heute noch. Sie sagen, dass ihnen sieben Jahre Zusammenleben mit uns fehlen würden. In dieser Zeit konnten sie nicht miterleben, was uns bewegte, wie wir uns entwickelten. Wir waren in einem Land gewesen, das meine Großeltern nie betreten hatten und nur begrenzt verstanden. Die Zeit in Deutschland würde immer als etwas Trennendes zwischen uns stehen.

Unser Haus war im Krieg zerstört worden und so wohnten wir bei meinem Onkel. Mit dem Geld, das mein Vater ihm aus Deutschland geschickt hatte, hatte er sein ebenfalls zerstörtes Haus wiederaufgebaut oder zumindest zwei Zimmer hergerichtet. Seine achtköpfige und unsere siebenköpfige Familie und zwei weitere Verwandte lebten von nun an gemeinsam in diesen zwei Zimmern. Erst zwei Jahre nach unserer Rückkehr in den Kosovo sollten wir in unser eigenes Haus ziehen können. Diese Enge bedrückte mich. Wenn ich Freundinnen mitbrachte, scharten sich alle Kinder des Hauses um uns. Wenn ich etwas essen wollte, hatten auch sie Hunger und wollten mitessen. Wenn ich für die Schule lernte, dann zerrissen die Kleinsten die Hefte. Oft blieb ich bis spät in der Nacht auf. Nur dann war ich ganz für mich.

Am wenigsten fand ich mich in der Schule zurecht. Mein Albanisch reichte nicht aus, um allein entscheiden zu können, welche Leistungskurse ich besuchen sollte. Die ersten Tage waren die Blicke meiner Mitschüler viel mehr auf mich als auf den Lehrer gerichtet. Außerdem war auch der Klassenraum überfüllt, und das obwohl in zwei Schichten unterrichtet wurde. Ich ging zur Nachmittagsschicht und saß mit vier anderen Mädchen auf einer schmalen Schulbank. Wenn im Winter der Strom ausfiel, lernten wir bei Kerzenlicht. Für mich gehörten Bücher in jeden Unterricht, hier wurde ohne Bücher gelehrt. Die Lehrer diktierten den Stoff, wir lernten ihn auswendig und mussten ihn am folgenden Tag vortragen. Ich verstand wenig von dem, was die

Lehrer sagten. Und wenn ich vortragen musste, wechselte ich unwillkürlich ins Deutsche. Ich war immer eine souveräne Schülerin gewesen, doch jetzt war ich voller Hemmungen und fühlte mich verloren.

Viele der Mädchen in der Schule meinten, wir wären schon früher in eine Klasse gegangen. Aber ich konnte mich nicht an sie erinnern. Meine Freundinnen waren doch in Deutschland! Daran hielt ich fest, auch wenn der Kontakt mit ihnen nur schwer zu halten war. Viele unserer Briefe gingen verloren.

Aber es gab etwas anderes, an das ich mich noch sehr gut erinnerte: den Schulweg aus meinem ersten Schuljahr. Er war heute noch derselbe. Damals allerdings waren mir Bäume und Häuser riesig vorgekommen. Und ich, die diesen Weg ging, habe den ganzen Sommer immer dasselbe lilafarbene T-Shirt getragen. Irgendwann war es ganz ausgebleichen und hatte nur dort, wo die Riemen des Ranzens über die Schulter liefen, seine alte Farbe behalten.

So war ein knappes Jahr seit unserer Rückkehr in den Kosovo vergangen, als mich eines Tages auf dem Schulweg ein Junge ansprach. Das kam häufig vor. Die Männer im Kosovo sprechen einen auf der Straße an, als würde man sich kennen, und ignorieren es, wenn man seine Ruhe haben will. Dieser Junge war besonders hartnäckig. Den ganzen Schulweg lief er hinter mir her. Das ging mehrere Tage so: Er grüßte mich, machte mir Komplimente: »Du hast schöne Augen. Du hast schöne Haare.« Obwohl wir uns nie zuvor begegnet waren, behauptete er selbstbewusst, dass ich seine Frau werden würde und dass ich mich davor nicht fürchten solle, denn er sei ein guter Junge und komme aus einer guten Familie. Meine eindringlichen Bitten, mich doch endlich allein zu lassen, zeigten keine Wirkung.

An einem dieser Tage wollte ich zu meinen Großeltern und einem anderen Onkel, deren Haus auf halber Strecke meines Schulwegs lag. Als ich fast vor der Eingangstür stand, war der Junge plötzlich hinter mir und wollte mir meine Tasche wegnehmen. Doch ich hielt fest und so rangen wir um die Tasche. Ich schrie. Der Junge zog noch fester. Und ich schrie lauter. Er ließ mich und meine Tasche erst los und rannte davon, als mein Onkel aus dem Haus trat. Bis dahin war mir noch nie ein Mann gegen meinen Willen so nahe gekommen.

Am nächsten Tag liefen zwei meiner Onkel auf dem Schulhof hinter mir. Sie wollten den Jungen auf frischer Tat ertappen und ihm eine Lehre erteilen. Und tatsächlich kam er wieder und zog an meiner Jacke. Als meine Onkel ihn packten, lief ich weg und sah nur über die Schulter, wie sie ihn ohrfeigten. Damit war die Szene aber nicht zu Ende. Als meine Onkel den Jungen losließen, rief er ihnen Beleidigungen zu und rannte in einen Laden, der seinen Brüdern gehörte. Als diese begriffen, was geschehen war, entbrannte eine

Massenschlägerei. Irgendwann kam mein Onkel in sein Haus gerannt, in das ich mich geflüchtet hatte, um sein Gewehr zu holen. Noch nie hatten meine Oma, meine Cousinen und ich so sehr um etwas gefleht. Gemeinsam konnten wir den Onkel beruhigen und ihn davon abhalten, mit seinem Gewehr auf die anderen loszugehen. Abends konnte ich nicht schlafen, schon die zweite Nacht in Folge lag ich wach. So schnell waren gleich mehrere Menschen gewalttätig geworden. Und ich war der Auslöser dafür gewesen. Am nächsten Morgen stand der Vater des Jungen mit ihm vor unserer Tür, um sich zu entschuldigen. Es stellte sich heraus, dass es entfernte Verwandte von uns waren. Dem Jungen wurde verboten, in irgendeiner Weise Kontakt zu mir aufzunehmen. Selbst mich anzuschauen, wurde ihm unter Androhung von Schlägen untersagt. Und dennoch habe ich seitdem Angst, allein auf der Straße zu gehen. Eine Zeit lang sahen für mich alle Männer so aus wie der Junge, der mir zu nahe gekommen war.

In meiner Kindheit im Kosovo hatte ich mit meinen Freundinnen am liebsten Hochzeit gespielt: Zwei oder drei Mädchen hatten mich, ich war die Jüngste, geschminkt, mir Kleider von erwachsenen Frauen angezogen und meine Haare frisiert. Stunden hatten wir damit zugebracht, mich für den Bräutigam, der mich vermeintlich erwartete, schön und fraulich zu machen.

15

Erst jetzt, viele Jahre später, machte ich mir Gedanken darüber, wie ein Zusammenleben mit einem Mann für mich und für andere Frauen auch über die Hochzeitsnacht hinaus beglückend sein könnte. Angesichts der Erfahrungen, die ich als Mädchen auf dem Schulweg gemacht hatte, vor allem aber wenn ich mitbekam, wie meine Cousinen lebten, verspürte ich den Wunsch, mich für die Rechte der Frauen einzusetzen. Denn meine Cousinen, sechs junge, zierliche und vollkommen verschüchterte Mädchen, erduldeten ein rücksichtsloses Regiment, das ihr Vater in seinem Haus führte. Frau und Töchter hatten unbedingt zu gehorchen, durften keine eigene Meinung äußern, geschweige denn ihm in irgendeiner Sache widersprechen. Er drohte ihnen mit Schlägen und machte diese Drohung auch oft genug wahr.

Meine Cousinen durften die Schule nach der vierten Klasse nicht weiter besuchen. Nur in Ausnahmefällen bekamen sie die Erlaubnis, das Haus zu verlassen. Sie erledigten die Hausarbeit und stickten Decken als Mitgift für ihre künftige Ehe.

Ich hatte meinem Onkel mehrfach ins Gewissen geredet, dass er seine Töchter aus dem Haus und in die Schule gehen lassen solle. Er hatte wütend erwidert, ich würde das nicht verstehen. Und sofort gab er darauf acht, dass seine Töchter und ich nicht mehr allein miteinander sprachen. Wenn meine Cousi-





nen und ich uns unterhielten, war entweder er oder einer der beiden Söhne in unserer Nähe.

Wie konnte es angehen, dass die meisten Menschen diese Form der Erziehung meines Onkels billigten? Mit großer Sorge verfolgte ich, wie die älteste Tochter depressiv wurde. Sie weinte ohne konkreten Anlass, sah Gestalten. Und auf ihre Eltern überkam sie oft ein tiefer Hass. Ich sah meine Besuche auch als ein Mittel, meine Cousinen zu unterstützen. Sie sollten sich in ihrem Haus nicht selbst überlassen sein. Außerdem gab ich ihnen jeden Monat 50 Euro, damit sie nicht immer auf das Geld des Vaters angewiesen waren. Aber auch bei diesem Geld waren sie in ihrer Wahl eingeschränkt: Sie konnten es nur für Dinge ausgeben, die ihre Brüder ihnen zu kaufen bereit waren.

Erst zwei Jahre nach unserer Rückkehr in den Kosovo, als wir unser neu gebautes Haus bezogen, hatte ich das Gefühl, angekommen zu sein. Die Fertigstellung des Hauses war damit das Ende einer langen Reise geworden. Mein Vater hatte im Kosovo eine kleine Firma als Elektroingenieur aufgebaut und das Geld für den Hausbau verdient. Das Haus lag, wie schon das im Krieg zerstörte, im Nordteil der Stadt Mitrovica auf einem Hang. Von dort blickten wir auf den Fluss Ibar, der den Ort teilte – diesseits war er überwiegend von Serben bewohnt, jenseits fast ausschließlich von Albanern.

Wenn uns Verwandte und Freunde besuchten, stellten sie uns fast immer die Frage, ob wir denn keine Angst hätten, unter Serben zu leben. Meist ergriff dann mein Vater das Wort: Hier sei sein Haus schon immer gewesen, hier hätten bereits seine Großeltern gelebt, von hier könne ihn niemand vertreiben. Ich meinte zu spüren, dass er diese Einstellung von Mal zu Mal entschlossener vertrat.

Es war Tradition, dass man in unserer Familie das Haus verteidigte, auch wenn man damit nicht immer Erfolgt hatte. Mein Großvater erzählte mir oft davon, wie er im Krieg, als alle anderen Familienmitglieder die Stadt verließen, zurückblieb, um das Haus vor den Serben zu schützen. Bevor seine Frau mit den Kindern aufbrachen, hatten sie und eine Tochter tagelang gekocht und gebacken und alles in der Kühltruhe verstaut – als würden sie ein großes Festessen vorbereiten. Es sollte meinem Opa an nichts fehlen.

Als die Serben kamen, sah mein Opa zum Glück ein, dass er als alter Mann ohne Waffen nichts gegen sie ausrichten konnte. Um nicht getötet zu werden, verließ er die Stadt, zog in den Wald und lebte dort mehrere Wochen von Pflanzen, die er fand, und von Lebensmitteln, die Menschen ihm unterwegs zusteckten. Als er zurückkehrte, war das Haus bis auf den Grund niedergebrannt.

Nachdem ich die Schule abgeschlossen hatte, wollte ich studieren, wusste aber bis zuletzt nicht, welches Studienfach ich wählen sollte. Am Tag der Immatrikulation fuhr mich mein Vater mit dem Auto nach Pristina. Als unterwegs im Radio ein Beitrag über das Studium der deutschen Sprache und Literatur gesendet wurde, war das wie ein Fingerzeig für mich. Im Deutschen fühlte ich mich auch drei Jahre nach unserer Rückkehr in den Kosovo wohler als im Albanischen. In gewisser Weise war die Wahl dieses Studienfachs auch ein Festhalten an meiner Zeit in Deutschland. Ich wollte nicht verlieren, was ich dort erlebt, was mich geprägt, was ich lieb gewonnen hatte.

Drei Jahre war es nun schon her, dass wir Deutschland verlassen hatten. Seitdem war ich nicht mehr dort gewesen.

Mein Vater hatte von uns am längsten in Deutschland gelebt. Er war zum Arbeiten dorthin gegangen, als die Serben ihn Ende der achtziger Jahre als Ingenieur in einer Fabrik in Trepca im nördlichen Kosovo entlassen hatten.

Vier Jahre hatten meine Mutter, meine beiden Brüdern und ich ohne meinen Vater im Kosovo gelebt. Dann waren auch wir gegangen. In das Land, wo das Spielzeug herkam, das mein Vater uns zusandte. Ins Land der Kinderfahrräder. Wir gingen vor allem wegen meiner Mutter. Sie war nach der Geburt meiner ersten Schwester mehrere Wochen schwer krank gewesen. Als sie erneut schwanger wurde, rieten ihr die Ärzte eindringlich, nach Deutschland zu gehen, und sich dort in die Obhut der Ärzte zu begeben. Die medizinische Versorgung sei in Deutschland weitaus besser als im Kosovo.

Unsere Großeltern weinten schon Wochen vor unserer Abfahrt. Und unsere psychisch kranke Tante griff zu radikalen Mitteln, um uns an der Abreise zu hindern: Sie erpresste uns, ihr unsere Pässe zu geben, indem sie meinen kleinen Bruder über die heiße Herdplatte und meine neugeborene Schwester aus dem Fenster hielt. Wir schafften es aber jedes Mal, sie wieder zu beruhigen. Schließlich stand meine Mutter im Sommer 1993 mit vier kleinen Kindern am Busbahnhof in Pristina. Großeltern, Tanten, Onkels und Cousins waren gekommen, um sich von uns zu verabschieden. Meine Oma väterlicherseits küsste uns noch einmal innig. Sie werde unsere Rückkehr nicht mehr erleben, sie werde nicht warten können, sagte sie. Und so kam es auch: Drei Jahre später starb sie, lange bevor wir zurückkamen.

Mein Vater hatte in Karlsruhe eine Wohnung für uns alle gefunden. Mein zwei Jahre jüngerer Bruder und ich besuchten zusammen mit anderen Ausländern einen Deutschkurs für Anfänger. Die ersten Deutschen, die ich kennenlernte, waren keine Gleichaltrigen, sondern ein altes Ehepaar in der Nachbarschaft. Sie luden uns zu sich in den Garten ein. Wir pflückten Äpfel

und buken mit ihnen Apfelkuchen. Wären wir noch im Kosovo gewesen, wir hätten dasselbe dort mit unseren Großeltern getan.

Die Schule wurde für mich schnell wichtig. Dort fand ich Freunde. Und ich erfuhr viel über das Land, in das wir gekommen waren. Eifrig lernte ich dessen Geschichte und Geografie. Auf den Klassenfahrten besuchten wir für mich neue Orte. Wir fuhren in den Schwarzwald und verbrachten eine Woche auf Sylt.

Oft ging ich nach der letzten Stunde mit zu meinen Freundinnen. Die nahmen mich irgendwann mit in ihre Mädchenfußballmannschaft. Es dauerte nicht lange und ich war eine begeisterte Fußballspielerin geworden. Und auch sonst wollte ich so leben wie sie. Die Bratkartoffeln, die es dort manchmal zum Mittag gab, liebte ich über alles und brachte meiner Mutter bei, sie zu kochen. Und ich fing an, mit meiner Mutter, meinem Vater und meinen Geschwistern deutsch zu reden. Deutschland war schon nach drei Jahren meine Heimat geworden.

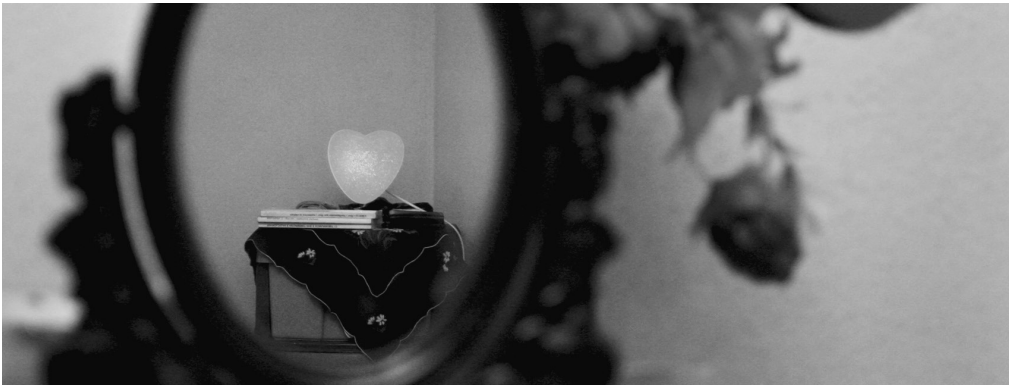
Dann kam 1999 der Krieg im Kosovo. Ein Jahr nach Ende des Krieges forderte uns die Ausländerbehörde auf, Deutschland zu verlassen. Sollten wir nicht freiwillig gehen, würden sie uns nachts abholen; wir würden nichts mitnehmen und in Zukunft nicht wieder nach Deutschland zurückkehren dürfen.

20 Mein Vater erklärte ihnen, dass er immer gearbeitet habe, dass seine Kinder inzwischen ganz und gar in Deutschland verwurzelt seien. Es half genauso wenig wie die Unterschriftenkampagne, die meine Fußballmannschaft für unseren Verbleib auf die Beine stellte.

Meine Eltern wären zwar gerne noch in Deutschland geblieben, aber die Rückkehr in den Kosovo war für sie immer eine Möglichkeit gewesen, die sie in Betracht gezogen hatten. Mein Vater hatte neben dem Grundstück, auf dem unser altes Haus stand, noch ein weiteres Grundstück gekauft und meine Mutter hatte ihre Eltern und Geschwister während des Krieges und auch danach noch stärker vermisst als sonst. Sie war diejenige gewesen, die die Erinnerungen an unsere Verwandten wachhielt, die mit ihnen telefonierte und uns Geschichten von ihnen erzählte. Trotz des ganz anderen Lebens, das ich in Deutschland führte, war das Gefühl der Verbundenheit mit diesen Menschen geblieben, auch wenn meine Erinnerungen überwiegend auf den Geschichten meiner Mutter und den wenigen Fotos beruhten, die wir von ihnen mitgenommen hatten. Und so blickte auch ich der Rückkehr in den Kosovo erwartungsvoll entgegen.

Meine Eltern machten sich schon bald an die Vorbereitung für das neue Leben im Kosovo und kauften Unmengen von Dingen. Mir kam es vor, als würden wir in eine von der Welt völlig abgeschnittene Gegend aufbrechen. Sie





kauften einen Kühlschrank, eine Waschmaschine und Schränke, aber auch Bücher und Kleidung. Das wenigste davon konnten wir später wirklich nutzen. Entweder war es nie zu uns in den Kosovo gelangt oder es hatte dort bis zur Fertigstellung unseres Hauses in Mitrovica in feuchten Kellern anderer Häuser gestanden und war kaputtgegangen.

Am Tag unserer Abreise brachen wir morgens um fünf Uhr auf. Alle Bewohner unseres Hauses und meine beste Freundin waren aufgestanden, um sich von uns zu verabschieden. Ich war wahnsinnig traurig.

An einem ganz gewöhnlichen Tag im März 2004 erfuhr ich an der Uni von Kommilitonen, dass Serben aus Mitrovica zwei albanische Kinder im Fluss Ibar ertränkt und daraufhin Albaner Serben angriffen hatten. Daraus hatten sich Kämpfe zwischen wütenden Albanern und Serben entwickelt. Ich war sehr beunruhigt. Da ich meine Eltern telefonisch nicht erreichen konnte, stieg ich in den nächsten Kombibus und fuhr von Pristina nach Mitrovica.

Über der Stadt lag Tränengas. Wie zu einem Schaukampf hatten sich die Massen an den Ufern des Ibar versammelt, die Serben am einen Ende der Brücke, die Albaner am anderen. Sie bewarfen sich mit Steinen und Granaten. Dazwischen standen die KFOR-Truppen. Ich lief durch die Straßen, da ich meinen älteren Bruder in der Menge vermutete. Ich entdeckte ihn, als er gerade versuchte, in ein serbisches Wohngebiet zu gelangen, aber von KFOR-Soldaten mit Tränengas davon abgehalten wurde. Ein Freund von ihm war blutbeschmiert. Er hatte einen Mann ins Krankenhaus getragen, der durch eine Granate verletzt worden war. Ich versuchte sie zu beruhigen und nahm sie beide mit zum Haus meiner Großmutter, das sich auf der Südseite der Stadt befand. Dort hatten sich auch mein Vater und mein zweiter Bruder eingefunden. Nur meine Mutter und meine beiden Schwestern waren in unserem Haus auf der Nordseite. Wir machten uns große Sorgen um sie. Würden die Serben unser Haus angreifen? Wir durften die Brücke dorthin nicht passieren und mussten bis in den Abend hinein warten. Erst als beide Seiten aufgehört hatten, sich zu beschießen und die Menschen sich in Cafés und ihre Häuser zurückgezogen hatten, wurden die Brücken geöffnet. Meiner Mutter und meinen Schwestern war zum Glück nichts passiert.

Auch wenn ich so etwas noch nie erlebt hatte und mich die plötzliche Gewalt und der Anblick vieler Verwundeter erschreckten, so blieb ich doch ruhiger als die meisten Menschen um mich herum. Bei mir gab es keine Kriegserinnerungen, die die Unruhen wieder wachriefen. Ich kannte den Krieg ja nur aus der Ferne. Wir waren in Deutschland gewesen. Zwar hatten wir am Fernseher unentwegt die Ereignisse im Kosovo verfolgt, hatten kaum an etwas

anderes gedacht und uns große Sorgen gemacht um unsere Großeltern, von denen wir fünf Monate lang nichts hörten. Aber erlebt hatten wir den Krieg nicht.

Die heftigste Auseinandersetzung während des Krieges hatte ich in meiner Schulklasse erfahren. Es war wie eine Art Ausläufer des Krieges, der sich bis nach Deutschland in eine Hauptschule erstreckte. Meine Klassenkameraden und Lehrer hatten mehr über den Krieg wissen wollen. Eigentlich hatten sie keine Ahnung vom Kosovo. Und so zeigte ich ihnen, wo der Kosovo liegt und erklärte, woher der Wunsch nach Unabhängigkeit kam. Für den Gemeinschaftskundeunterricht hatte ich ein Referat vorbereitet, hatte Bilder aus kosovarischen Zeitungen und aus dem Internet mitgebracht. Einige davon waren Aufnahmen von Massakern. Gerade diese Bilder fehlten, als ich meine Präsentation beginnen wollte. Ein Klassenkamerad, mit dem ich mich sonst gut verstand, hatte sie aus meinem Rucksack genommen. Seine Eltern kamen aus Russland und er wollte nicht, dass ich schlecht über Serben sprach. Ich hielt ihm vor, dass er den Krieg verheimlichen wolle – und er mir, dass ich Propagandaarbeit mache. Wir waren wahnsinnig wütend aufeinander, weit ab von den eigentlichen Kriegsschauplätzen, an einem Ort, an dem nichts an Krieg erinnerte.

Seit den Unruhen im März 2004 ist es in Mitrovica immer nur vorübergehend friedlich. Einige Wochen nach der Unabhängigkeit, im März 2008 – bei uns gibt es das Sprichwort: Im März kommt der Krieg – zogen etwa 50 aufgebrachte Serben in Richtung unseres Stadtteils. Wir standen alle am Fenster und blickten zu ihnen ins Tal hinunter. Es waren nicht die serbischen Nachbarn, es waren Männer von weiter weg. Eine Einheit der KFOR-Soldaten zwang sie umzukehren.

Wir wissen nicht, was die Zukunft bringt. Wird der Norden Mitrovicas in Zukunft zum Kosovo oder zu Serbien gehören? Es ist eigenartig, dass unser Haus seinen festen Platz hat, aber noch unklar ist, in welchem Land es einmal stehen wird. Was auch kommen mag, von einem Umzug war bei uns nie die Rede; Ungewissheiten und Drohungen haben unsere Entschlossenheit zu bleiben nur gefestigt.

Ich habe das Gefühl, angekommen zu sein, etwas geschaffen zu haben, das mir niemand mehr nehmen kann, auf dem ich ruhen und aufbauen kann. Ich habe mein Studium abgeschlossen – sicherlich einer der schönsten Momente in meinem Leben. Wir waren mit den Eltern und Freundinnen und Verwandten essen, um es zu feiern. Mit diesem Abschluss in der Tasche habe ich Ar-

beit gefunden. Für die Diakonie Trier kümmere ich mich um Kosovaren, die wie ich aus Deutschland zurückkehren. Wir helfen mit kleinen Dingen, stellen Wohnungen für eine begrenzte Zeit, vermitteln Arbeitsstellen und bieten Fortbildungen an. Im Rahmen dieser Arbeit mache ich eine Ausbildung zur Traumatherapeutin. Die Ausbildung findet alle paar Monate in Deutschland statt. So bin ich im Herbst 2007 wieder nach Deutschland gekommen. Ich habe vorher niemandem Bescheid gesagt, bin einfach in unser altes Haus und in meine Schule gegangen. Die Hausbewohner und die Lehrer haben mich sofort wiedererkannt. Meine Freundinnen wohnten nicht mehr zu Hause. Sie hatten inzwischen ein neues Leben begonnen, studierten und arbeiteten in anderen Städten. Aber ihre Eltern haben sie angerufen, und am nächsten Tag haben wir uns getroffen und vor Freude geweint.

Dennoch, ich lebe dort, wo fast meine gesamte Familie lebt. Obwohl mich damals auch Freunde meiner Eltern in ihr Haus in Karlsruhe aufgenommen hätten, wollte ich mit meiner Familie zurück. Für mich war klar: Wo meine Familie ist, da bin auch ich; was ihnen zustoßt, das soll auch mir zustoßen. Auch spätere Angebote, zum Studium nach Deutschland zu gehen, habe ich ausgeschlagen. Ich bin glücklich hier im Kosovo, ich würde nicht wieder in einem anderen Land leben wollen.

Aber ich möchte mein Land verändern. Vor allem für ein besseres Leben für Frauen möchte ich arbeiten. Die Ausbildung als Traumatherapeutin ist dafür nur ein erster Schritt.

Ich habe einen Mann gefunden, wie ich ihn jeder Frau wünsche und der der Mensch für mein Leben ist. Er versteht meine Sorgen und Vorsätze. Und ich habe als Frau dieselben Freiheiten und Rechte, die er als Mann beansprucht. Ich arbeite den ganzen Tag allein mit einem Kollegen im selben Büro. Aber darin sieht er kein Problem. Er unterstützt mich und vertraut mir. Letztes Jahr haben wir uns verlobt.

(Aufgeschrieben von Timon Perabo im Oktober 2008)

Afrim V.

Lieber im
Gefängnis
als im
Kosovo

Ein eigenes Kapitel in der Geschichte der kosovarischen Emigranten in Deutschland sind die Scheinehen. Ich hatte von vielen Dutzend solcher Fälle gehört: von jungen Männern, die hässliche oder alte Frauen geheiratet hatten – »für deutsche Papiere«. Ich hatte sogar von verheirateten Männern erfahren, die in Deutschland deutsche Frauen »neu geheiratet« hatten, nur, um das Bleiberecht zu erhalten ... Im Kosovo wurden diese Ehen von der Verwandtschaft mehr oder weniger geheim gehalten. Niemand, der von so einer Ehe wusste, hätte sie als echte Ehe betrachtet, außer den deutschen Ehefrauen. Im Kosovo verheiratete Männer ließen sich von Frauen »schein-scheiden«, mit denen sie schon 20 Jahre verheiratet gewesen waren, nur um anschließend deutsche Frauen »für die Papiere« zu ehelichen! Diese »Mode« wurde mit viel Humor begleitet, sodass es im Kosovo mittlerweile Hunderte von Witzen darüber gibt: »Haste schon von dem einen Kerl gehört? Der steckt seiner greisen deutschen Frau den Ring an, da fällt sie vor lauter Freude tot um.« Ein Mann, den ich kannte, hatte eine Deutsche geheiratet, und dessen Sohn gleich ihre Tochter! In gut kosovarischer Tradition wäre so etwas niemals möglich gewesen, doch in Deutschland war es erlaubt, denn diese Ehen mit deutschen Frauen galten den kosovarischen Männern ja nicht als echte Ehen. Vielmehr waren sie Interessengemeinschaften, von denen man profitierte. Der Profit, das waren die deutschen Papiere, die den unbegrenzten Aufenthalt in Deutschland und ein menschenwürdigeres Leben als im Kosovo sicherten. Sie garantierten ihnen auch, dass sie nicht von der deutschen Polizei dorthin abgeschoben wurden, woher sie gekommen waren. Es gab aber auch Eheschließungen rein geschäftlicher Art, bei denen der kosovarische Mann der deutschen Frau bis zu 20.000 Euro zahlte, damit sie ihm »die Papiere in Ordnung brachte«!

27

Die folgende Geschichte von Afrim. V. ist eine etwas andere als die gewöhnlichen Ehegeschichten von Kosovaren in Deutschland, eine menschlichere, möchte ich fast sagen. Die interessegeleitete Logik der »Papiere« vermischt sich hier mit der Liebe und Leidenschaft eines jungen Mannes, der sich schwer damit tut, in der deutschen Welt Fuß zu fassen, und es doch beharrlich versucht. »Wenn man mal deutsches Wasser getrunken hat, fällt es einem schwer, Deutschland zu vergessen« – so drückt er es aus. Trotzdem ähnelt diese Geschichte in gewisser Weise der von Tausenden anderen Kosovaren dieser Generation.

Was sollte ich im Kosovo schon anfangen!? Als ich 1995 die Mittlere Reife machte und den Reisepass bekam, trieb mich diese Frage tagtäglich um. Ich wollte einfach nur das nötige Geld zusammenkratzen und nach Deutschland gehen. Nur das. Arbeit gab es nicht. In meiner Familie hatte niemand Arbeit, ich konnte keine finden, auch meine Brüder nicht – keiner, den ich kannte.

Wir waren 13 Familienmitglieder und hatten keinerlei Einkommen! Mein Vater hatte 28 Jahre lang in Mazedonien gearbeitet, doch als die Firma Bankrott ging, zahlten sie ihm keine Abfindung. Und auf Rente hatte er keinen Anspruch, da er noch zu jung war. Acht Jahre lang bekam er keinen Cent. Erst jetzt, wo er das Rentenalter erreicht hat, kriegt er von der Firma eine mickrige Rente.

Es war einfach elend, wie wir lebten. Ab und zu wurden wir als Tagelöhner eingesetzt, mal auf dem Feld, mal beim Kanalbau. Wir hatten ständig Schulden. Ich habe mir geschworen: Lieber gehe ich ins Gefängnis, als im Kosovo zu bleiben. Und so denke ich noch heute; ich traue dem Kosovo immer noch nicht ganz.

Einer meiner Brüder hatte schon zweimal versucht, nach Deutschland zu gehen, wurde aber beide Male erwischt und zurückgeschickt. Das machte mir Angst, änderte aber nichts an meinem Entschluss.

Damals hatte mich eine Firma aus Tetovo für ein Jahr im serbischen Novi Pazar eingestellt. Ich habe ein Jahr lang schwer geschuftet, doch verdient habe ich kaum etwas. In einem ganzen Jahr habe ich es gerade mal geschafft, 1.200 DM zusammenzusparen. Ich hatte gehofft, mit diesem Geld den Sprung nach Deutschland zu machen, aber letztlich ging das meiste Geld dafür drauf, meine Familie zu ernähren und deren Schulden abzubezahlen. Ich konnte ihnen das Geld nicht vorenthalten, schließlich wusste ich, dass sie wegen Mehl und Lebensmitteln in den Miesen steckten.

Unsere Bekannten und Verwandten wussten auch, dass es uns elend ging, aber keiner konnte helfen. Schließlich ging es doch allen im Kosovo zu dieser Zeit miserabel. Irgendwann habe ich meinen Vater und auch meinen Schwager, der schon seit vielen Jahren in Deutschland arbeitete, in die Mangel genommen und um Geld gebeten. Mein Schwager zeigte sich großmütig und ließ mir die Summe, die ich brauchte, um nach Deutschland aufzubrechen. Niemand sonst hatte mir Geld angeboten, denn keiner glaubte, dass ich es jemals würde zurückzahlen können. Alle malten den Teufel an die Wand: »Ach, du brauchst es gar nicht zu versuchen, ach, sie erwischen dich ja doch, ach, du bist so jung, ja und ohne einen richtigen Beruf, was willst du da in Deutschland machen, sie nehmen doch sowieso keine Asylanten mehr auf ...« Und mein Vater sagte immer nur: »Hörst du nicht, was sie erzählen?« Er war überhaupt nicht damit einverstanden, dass ich loszog – auch, weil mein Bruder es schon zweimal vergeblich versucht hatte. Mein Vater hatte sich mit der Armut arrangiert.

Aber weder er noch sonst jemand konnte mich umstimmen. Der Vater meines Schwagers überreichte mir das Geld, und ich machte sofort eine Agentur

ausfindig, die »Reisen« nach Deutschland organisierte. Ich weiß nicht mehr genau, was für eine Abmachung wir hatten, ob es 1.800 DM oder 2.400 DM kostete. Ich kann mich nicht mehr erinnern.

Wir fuhren in Skopje in einem Kleinbus los. Wir waren zu siebt. Das Jahr: 1998. Der Agentur haben wir am Anfang nur eine kleine Summe gegeben. Den Rest würden sie bekommen, wenn wir in Deutschland waren. Von Mazedonien fuhren wir über Bulgarien, Rumänien und dann nach Ungarn – ziemliche Umwege. Als wir in Ungarn ankamen, wurden wir mit einer zweiten Gruppe zusammengeführt. Insgesamt waren wir jetzt ungefähr 20 Personen; alles junge Männer. In Budapest übernachteten wir in einer Art Hotel, dann ging es über die Slowakei weiter nach Polen. Bis Ungarn sind wir ganz legal mit allen nötigen Dokumenten gefahren. Dann die Strecke Ungarn–Slowakei schwarz, und zuletzt Polen–Deutschland ebenfalls schwarz.

Von Polen sind wir über einen Waldweg nach Deutschland gegangen. Wir sind siebeneinhalb Stunden gelaufen, um die Grenze soweit wie möglich hinter uns zu lassen. Und doch steckten wir schon längst im Schlamassel, wir wussten es nur noch nicht.

Als wir in Deutschland waren, stoppten wir an einem Park, wo Autos warteten, um uns weiterzufahren. Kaum waren wir eingestiegen und 50 Meter gefahren, kam schon die Polizei ... Die hatte uns anscheinend schon länger mit Nachtsichtbrillen beobachtet; es fing gerade erst an zu dämmern. Wir hatten ganz in der Nähe Hunde bellen gehört, aber gedacht, das seien Hunde aus den umliegenden Häusern. Doch es waren Polizeihunde! Unser Fahrer war ein Pole. »Kurva matsch«, sagte er, und wir verstanden sofort, dass wir tief in der Scheiße steckten. »Wie seid ihr eingereist?«, fragten uns die deutschen Polizisten. »Über Polen«, antworteten wir. Eine Nacht behielten uns die Deutschen im Gefängnis, dann übergaben sie uns den Polen. Die hatten festgelegt, dass alle, die bei einer illegalen Grenzüberquerung erwischt werden, drei Monate Gefängnisstrafe absitzen müssen. Ich glaube, Deutschland hat Polen dieses Gesetz vorgeschrieben, denn früher waren es nur 24 Stunden Haft. Dumm, dass uns die deutsche Polizei erwischt hatte. Wenn es die polnische gewesen wäre, hätten wir vielleicht mit denen reden und ihnen ein bisschen Geld zustecken können. Das hatten uns andere jedenfalls so erzählt. Die Polen bestraften uns offiziell mit vier Monaten Haft und erließen uns dann scheinbar großmütig einen. Drei Monate Gefängnis. Ich! Wofür? Für nichts!

Im Gefängnis wurden die sieben Personen aus meiner Gruppe in verschiedene Zellen gesteckt. Wir waren sechs oder sieben in einem Raum, die Mehr-

heit Polen und Russen. Ich wurde häufig verlegt. In der Gefängniszelle, in der ich am längsten saß, waren zwei Russen und sonst nur Polen. Es gab reichlich Probleme unter den Insassen.

Zwei der polnischen Zellenmitbewohner waren nette Jungs. Sie versuchten, sich mit mir zu verständigen und mir zu helfen. Wir spielten oft Schach und Tischtennis. Ich ließ mir auch ihre Adressen und Telefonnummern geben. Später musste ich sie wegwerfen, um die polnischen Spuren verschwinden zu lassen: Uns wurde geraten, dass wir, wenn wir in Deutschland wieder erwischt werden sollten, auf keinen Fall erzählen durften, dass wir über Polen eingereist waren. Wir sollten sagen, wir seien über Tschechien gekommen, denn in Tschechien steckten sie einen nur 24 Stunden ins Gefängnis. Wenn rauskommen würde, dass wir wieder über Polen gekommen waren, wären wir übel am Arsch, denn beim zweiten Mal gäbe es sogar sechs Monate Gefängnis.

Als wir unsere drei Monate abgesessen hatten, standen am Entlassungstag schon die Leute von der Agentur mit zwei Autos vor dem Gefängnistor. Offenbar hatten sie Verbindungen zum albanischen Gefängnis-Dolmetscher gehabt. Die anderen Kumpels wollten alle wieder nach Hause fahren. Ich war der einzige, der sagte: »Und selbst wenn ich noch mal sechs Monate Gefängnis kassiere, nach Hause gehe ich nicht. Ich gehe nicht zurück, nur vorwärts.«

Am Ende beschlossen dann doch alle, es wieder zu versuchen. Meine Familie hatte erst spät erfahren, dass ich im Gefängnis war, vielleicht einen Monat nach der Festnahme. Ich weiß nicht, wer es ihnen gesagt hat, ob die Leute von der Agentur oder sonst jemand. Jedenfalls sprach ich kein einziges Mal mit ihnen, während ich im Gefängnis war. Ich rief sie nicht an, weil dazu irgendwelche sinnlosen Prozeduren nötig waren: Man musste einen Antrag schreiben, dass man Geld wechseln wollte, den Brief an ein Gericht oder sonst wohin schicken, wo das Geldwechseln offiziell gestattet werden musste, und dann erst durfte man telefonieren. Bis ich alles verstanden hatte, wurde ich schon wieder ins nächste Gefängnis verlegt, wo wieder andere Regeln galten. Das zweite Mal kamen wir ganz leicht über die Grenze. Nur klatschnass wurden wir. Ich weiß nicht genau, wo das war, ich glaube in der Nähe von Dresden. Da war ein sehr breiter Fluss, der uns bis zum Hals ging und teilweise noch höher, sodass wir schwimmen mussten. Der Fluss teilt wohl Polen und Deutschland; vom polnischen Ufer aus konnten wir die Häuser in Deutschland sehen. Es war Mai und noch ziemlich kalt. Wir gingen angezogen ins Wasser und verbrachten dann die ganze Nacht in den nassen Klamotten. Gegen Morgen waren sie ein bisschen trockener – aber wirklich nur ein bisschen.